

**Zuhause ist, wo wir unsere Selbste entfugen
Allseits unvollkommen 2**

Zun Lee



Improving,
non-stop.



Zuhause ist, wo wir unsere Selbste entfugen

Zun Lee

Wir haben uns im Krieg kennengelernt,
und im Krieg machen wir weiter.
– Subcomandante Marcos

Ich schreibe dies zum besonderen Gedenken
An eine Familie, die den Begriffen widersteht
Vernahm die Regeln, aber akzeptierte sie nicht
Und das Frauenvolk zog mich auf
Und ich war ausgewachsen, bevor ich wusste,
Ich kam aus einem gebrochenen Zuhause.
– Gil Scott-Heron

Solange ich denken kann, habe ich eine Kombination aus Kurzsichtigkeit und Astigmatismus. Keine Brille schafft es, meine trübe Sicht vollständig zu korrigieren. In der sechsten Klasse wurde es so schlimm, dass ich Schwierigkeiten hatte, zu entziffern, was der Lehrer an die Tafel schrieb, und meine Schulnoten wurden schlechter. Aaron (ich nannte ihn Dee), ein Soldat von einem nahe gelegenen Armeestützpunkt, war damals meine Vaterfigur, einer von vielen GIs, die während meiner gesamten Jugend zeitweise meine Verwandtschaft waren.

Ich erinnere mich, dass ich einen Nachmittag oben in Dees Zimmer in der Kaserne verbrachte. Wir hörten uns Schallplatten an, die er in der letzten Zeit gekauft hatte, und sahen uns Fotos von ihm an, als er in Okinawa stationiert war. Viele waren unscharf, und aufgrund meiner Sehschwäche konnte ich nicht genau erkennen, was ich da sah, und war schnell frustriert. Ich bewegte die Bilder näher an meine Augen heran – so nah, dass sie fast meine Nasenspitze berührten – dann bewegte ich sie wieder von meinem Gesicht weg. Aber nichts davon bewirkte etwas.

„Nein, du musst nah am Bild sein“, warf Dee ein. „Hör auf, die Fotos hin und her zu bewegen. Bleib nah dran. Deine Augen sind sowieso weg, lass alles einfach ineinander verlaufen.“ „Das tue ich ja, aber es funktioniert nicht.“ „Was siehst du?“ „Unschärfe Formen und Farben.“ „Gut. Schließ die Augen.“ Dee begann damit, jedes Detail auf jedem Foto zu schildern und kreierte damit eine reiche, lebendige Welt aus Orten, Menschen und Dingen. Wenn ein Bild eine menschliche Interaktion darstellte, erzeugte er als Bauchredner sogar Dialoge. „Kannst du das jetzt sehen?“ „Ja. Es ist, als ob ich mit dir dort wäre.“

„Hör dir jetzt diese süße Kopfstimme an“, sagte er und spielte die letzte Minute von Deniece Williams' Song „Silly“ ab, und ihr zarter Sopran stieg in unvorstellbare Höhen hinauf. „In Japan nennen sie diese Art von Stimme gelb. Für dich klingt sie gelb, stimmt's?“ „Ich weiß nicht genau, was du meinst?“ „Ihre Stimme ist gelb wie die Sonne!“ „OK, ich glaube, ich verstehe jetzt. Aber für mich ist sie eher golden wie eine Sonnenblume.“ „Gut. Aber werde jetzt nicht frech, und lass dir von niemandem sagen, dass du nicht sehen kannst!“

Im Laufe der Zeit hat dieses chromatosonische Wechselspiel, in dem Farbe mit Sound und Sound mit Farbe verbunden ist, dieses Reiben zwischen dem „Nicht-wirklich-Sehen“ und dem „Darüberhinaus-Sehen“ alle Arten von Wahrnehmen und Fühlen verändert, wenn ich kreativ arbeite. Meine Praxis spiegelt den Wunsch wider, nahe heranzukommen – physisch, emotional, affektiv, spirituell – und diese Erfahrung mit denjenigen zu teilen, die mit mir arbeiten. Ich bin weniger interessiert am „Re-Präsentieren“, und mehr an einer Art ganzheitlichem „Re-Präsenzieren“.

Mit der Idee der syn(chron-)ästhetischen Unschärfe, die mir für Allseits unvollkommen im Kopf herumschwirrte, ging ich mein gesamtes Archiv durch, um Bilder zu finden, denen ich seit vielen Jahren nicht mehr nahegekommen war. Schließlich entdeckte ich ein Foto, das ich im März 2011 auf einem U-Bahn-Bahnsteig in New York gemacht hatte, als der Zug der Linie 2 auf dem gegenüberliegenden Gleis vorbeiratterte. Was sich einigermaßen scharf abzeichnete, waren die MTA-Plakate, auf denen „Improving, non-stop“

stand, Non-stop-Verbesserung. Alles andere löste sich in einer Bewegungsunschärfe auf.

Fast ein Jahrzehnt später, inmitten unserer pandemischen Erschöpfung (um es deutlicher zu sagen: einer Pandemie fortgesetzter neoliberaler Extraktion, getarnt als institutionelle Solidaritätsbekundungen, Alibi-Diversitätsinitiativen und Reform-als-Ersatz-Abschaffungsdiagnostik), läßt das Bild zu einer tieferen Auseinandersetzung ein: Die U-Bahn als Metapher für die algorithmische Logistik, ein unendliches Fließband von essenzialisierten Arbeiter_innen, die der kontinuierlichen Verbesserung dienen (und ständig verbessert werden), wobei der Prozess selbst „nonstop verbessert“ wird, um das Eingefasste, Containerisierte, Versendete immer effizienter zu bewegen. Aber auch die unscharfe Form suggeriert etwas, das darüber hinausgeht, eine Weigerung, sich begradigen zu lassen, eine Synkopierung im Rhythmus, der tötet, einen Zusammenbruch unserer Ordnung in der Raumzeit, der Linearität von Raum und Zeit selbst. Was wäre, wenn wir es zuließen, dass

dieser Zug (und wir selbst in ihm) entgleist, von seinem gekerbten Weg abweicht? Was ist möglich, wenn wir überblendet sind und dadurch durch Nichts ins Nichts reisen können, vom All-Zugriff und der Nicht-Blockade in Richtung Nicht-Nicht-Blockade?

Eine Überblendung, eine Entgleisung, so würde ich die beunruhigende Wirkung zusammenfassen, die eure Essays auf mich hatten. Anstatt Fotos als bloße Illustration zu verwenden, wählte ich Bilder, die selbst als unesshafte Texte gelesen werden können, in direktem Gespräch mit den flüchtigen Texten in Allseits unvollkommen. Viele der Dateien versteckten sich auf einer verstaubten Festplatte, und doch drückten sie den Geist aus, in dem sie entstanden sind, eine persönliche Rebellion gegen die ständige Begradigung, die uns auferlegt wird.

Meine Anfänge als Amateur-Straßenfotograf (Amateur im eigentlichen Sinne von „jemand, der liebt“) spiegelten den Wunsch wider, einen energetischen Austausch zu betreiben, sich etwas, wenn auch nur für ein paar Sekunden, von der Welt zu borgen und ihr

etwas zurückzugeben. Diese Bilder mit Freund_innen in den sozialen Medien zu diskutieren, war ein wesentlicher Bestandteil dieser Praxis. Gemeinsam machten wir ein Foto zu etwas mehr als einem visuellen Objekt, unsere virtuelle Sozialität wurde Teil des Rahmens. Unbelastet von institutionellen Regeln, konzentrierten sich unsere Online-Foto-Jam-Sessions selten auf das Visuelle. Wir verweigerten uns dem ständigen Druck hin zu ästhetischer Lesbarkeit und Herrschaft, den der kunst-akademisch-industrielle Komplex ausübt. Den rebellischen Ausdruck unserer gelebten Erfahrung durch die Fotografie kontinuierlich zu erneuern, ermöglichte es, dass wir uns in andere Narrative des Überlebens hineinfühlten. Wir verstanden, dass eine Fotografie, die wir lieben, sich immer mit, in und durch uns bewegt; sie friert Zeit und Raum nie wirklich ein.

Was Institutionen (Kunstschulen, Museen, Galerien, Verlage, Kurator_innen, Künstler_innen) jedoch einzufrieren versuchen, ist eine Subjektreaktion, die ein individuiertes fotografisches Objekt von seinen ebenso individuierten und peinlichen „Voyeur_innen“ trennt

und ein niemals endendes Bedürfnis erzeugt, unsere Legitimität dafür zu beweisen, Bilder zu machen, zu zeigen und über sie zu sprechen: Da unser eigenes Wissen über uns niemals als ausreichend erachtet wird, um zu beschreiben, was eine Fotografie bedeutet oder was eine gute Fotografie ist, müssen wir uns der Begradigung durch Institutionen unterwerfen, die proklamieren, es besser zu wissen als wir.

Aber was wäre, wenn wir durch unsere verwickelte, unvollkommene Sozialität diese Unschärfe von/als „immer formend, aber nie vollendend“ dazu bringen könnten, dass sie die Position der fotografischen Subjektivitäten überblendet, die in die unterschiedlichen Perspektiven der Macher_in, des Modells, der Betrachter_in, der Verkäufer_in, der Käufer_in, der Lehrer_in und der Kritiker_in partikularisiert sind? Können wir die algorithmische Syntax umgehen und verwischen, die uns in eine Zwangsjacke steckt und in einen totalen Zugriff atomisiert, um unsere verkümmerten Gewohnheiten des Versammelns wiederaufbauen zu können? Können wir all das in einer unhäuslichen Häuslichkeit tun, einer fortwährenden Verlagerung, die

aus einer Undercommons-Freigiebigkeit in gemeinsamen Räumen entsteht, die niemandem zu keiner Zeit gehören, die wir nur bewohnen können, indem wir uns ständig entfliehen?

Eine tägliche Praxis, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen, stand immer im Zentrum meiner gelebten Erfahrung im allgemeinen Antagonismus. Manche mögen die Idee einer solchen rebellischen Haptikalität für zu idealistisch, zu romantisch oder zu belanglos halten. Aber ich kann auf jenen Nachmittag mit Dee und zahllose andere Momente des Miteinanders verweisen, wie kurzlebig sie auch immer sind, Momente, die zu wild, zu queer, zu unregierbar sind, um die Strukturen und Bedingungen der ontologischen Prekarität einfach nur zu untermauern. Es gibt immer ein „Jenseits“, immer ein „Mehr“, das sozialen Reichtum und unwahrscheinliche Mikroklimata der Sorge begünstigt. Das bedeutet nicht, dass die Frage, wie wir überleben und aufblühen, nicht immer noch die dringlichste, unmittelbarste Sorge ist – wir können nicht auf ein Morgen warten, das nie kommen wird. Wir haben schon immer Wege gefunden, im Hier und

Jetzt kleine Wellen alltäglicher Sorge zu erzeugen, die sich zu Flutwellen flüchtiger Kraft ausweiten. Wir üben uns oft nicht darin, die Punkte zwischen alltäglicher Realität und zukünftiger Möglichkeit zu verwischen, aber für mich war dieser Scheiß immer real. Ich bin das Produkt einer solchen Sorge im Laderaum. Ohne sie wäre ich nicht hier, obwohl ich weiß, dass ich das gleiche vorzeitige Schicksal erleiden werde wie alle meine Verwandten, die es nicht geschafft haben und nicht schaffen werden.

Das Online-Plenum, das wir vor einem Jahrzehnt bewohnten, zerfiel mit dem Verkauf des Social-Media-Hosts. Unsere bunt zusammengewürfelte Crew zerstreute sich auf andere Plattformen, doch ein ähnliches Ensemble von Korrupten gruppierte sich nie neu. Für viele ersetzte das Sammeln von Likes das Hegen der Liebe. Mehr Followers zu bekommen wiegt schwerer, als die Freundschaft mit Mitverschwörer_innen zu pflegen. Algorithmus-induziertes Doomscrolling erschöpft unsere Fähigkeit, uns zu sorgen. Stellt euch also meine Freude über eure großzügige Einladung vor, etwas anderes zu

machen und mit und von euch lernen zu können. Sich euch anzuschließen fühlte sich an wie ein Treffen mit alten Freunden, die einen an das „oom boom ba boom“ erinnern, wenn es lang schon vergessen ist. Wir haben unsere Gewohnheiten der Versammlung erneuert, obwohl (oder weil) wir im Moment nicht physisch zusammenkommen können.

Danke, dass ihr mich daran erinnert, dass unser eigentlicher Zweck des „Machens“ darin besteht, Möglichkeiten des Präsenzierens in und durch das Experimentieren anzuregen. Dieses Studium ist die Arbeit an der Unvollkommenheit, auf dass wir die zarten Synapsen unserer schwierigen Seelen enger miteinander verbinden können. Diese Abschaffung beginnt mit dem Selbst, auf dass wir unsere individuierten Selbste zugunsten einer unscharfen, irreduziblen Sozialität der Sinne verlieren können.

Genug der Sorge darüber, was sie sagen oder tun. Möge dies eine offene Einladung an weitere Freund_innen sein, sich der Unvollkommenheit dieser beschissenen Welt anzuschließen. Lasst uns

weiterhin etwas anderes machen. Gemeinsam. Jetzt. Wir alles, was wir haben. Und „alles“ ist alles, was wir sein müssen.

Der Diebstahl der Versammlung



Wir wollen eine Präzedenz



Nießbrauch und Gebrauch



Lasst unsere Mikes in Ruhe







Unschaubar, unschaubar



Al-khwāriddim. Savoir-Faire ist ringsumher



Eine partielle Erziehung





Indent. Der Dienst an den Schulden



Gegen Management. Wassermelonen-Männlichkeit







Basis-Glaube



Plantokratie und Kommunismus





Wer entscheidet, ob etwas bewohnbar ist?





Schwarzer (Ante)Heroismus



Selbstmord als Klasse



Die Gabe der Korruption



Ergänzungsband zu ISBN: 978-3-903046-34-4

Aus dem Englischen von Gerald Raunig

Lektorin: Isabell Lorey

Wir danken Stephen Shukaitis für die herausgeberische Arbeit am Originaltext und Minor Compositions sowie subtextos für die Kooperation.

Der vorliegende Band enthält die in der englischen Version von *All Incomplete* abgedruckten Fotografien von Zun Lee gemeinsam mit seinem Nachwort auf Deutsch.

transversal texts ist Textmaschine und abstrakte Maschine zugleich, Territorium und Strom der Veröffentlichung, Produktionsort und Plattform - die Mitte eines Werdens, das niemals zum Verlag werden will.

transversal texts unterstützt ausdrücklich Copyleft-Praxen. Alle Inhalte, sowohl Originaltexte als auch Übersetzungen, unterliegen dem Copyright ihrer AutorInnen und ÜbersetzerInnen, ihre Vervielfältigung und Reproduktion mit allen Mitteln steht aber jeder Art von nicht-kommerzieller und nicht-institutioneller Verwendung und Verbreitung, ob privat oder öffentlich, offen.

transversal texts, 2022

eipcp Wien, Linz, Berlin, London, Málaga, Zürich

ZVR: 985567206

A-1060 Wien, Gumpendorferstraße 63b

contact@eipcp.net

eipcp.net | transversal.at

Gefördert von: Stadt Wien Kultur; Foundation for Arts Initiatives;
Bundesministerium Kunst, Kultur, öffentlicher Dienst und Sport.

